

Allen *ein* Deutsch – jedem *sein* Deutsch. Wie man mit Variation umgeht

Ludwig M. Eichinger, Passau

1. Mediale Mißlichkeiten

1.1 *Variation – ungewein deutsch?*

Wenn es etwas gäbe wie ein „General German“, ein neues „gemeines Deutsch“, eine Varietät also, „die von der großen Mehrheit der Bevölkerung im täglichen Umgang gesprochen wird“ (Durrell 1995, S. 418), wäre die Sache schon viel einfacher. Von dem englischen Analogon solch einer sprachlichen Varietät spricht Martin Durrell an der zitierten Stelle, am Eingang eines Beitrages, welcher die Verwirrung eines englischsprachigen Lerners des Deutschen darüber beleuchtet, wie unterschiedlich die soziale Einschätzung sprachlicher Variation im englischen und im deutschen Sprachraum ist. Am Beispiel der regiolektalen Variation zeigt Durrell, wie schwer vorstellbar es für einen Engländer ist, daß gebildete Menschen als Angehörige höherer Schichten Anteil an beiden Sprachwelten haben könnten, ohne dadurch sozial diskriminiert zu sein. Das Problem für den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache ist offenkundig:

„So findet man [...] in vielen Lehrwerken zum Erwerb des Deutschen als Fremdsprache ausschließlich die Formen und Konstruktionen der kodifizierten Hochsprache, denn nur dies darf in der Öffentlichkeit als ‚Deutsch‘ gelten. Aber auf diese Weise lernt der Ausländer ein Deutsch, das kein Deutscher im Alltagsgespräch verwendet“. (Durrell 1995, S. 425)

Das ist das Problem – aber was ist die Lösung? Die Lösung ist theoretisch einfach, praktisch schwierig. Wir müssen lernen, die sprachlichen Normen des – höflichen – Alltags als die an erster Stelle relevante Norm zu verstehen. Das heißt, wir müssen all jene Elemente, die bisher beiläufig im Fach des Umgangssprachlichen abgelegt wurden, daraufhin untersuchen, ob sie für einen relevanten Aspekt alltäglicher Sprachkultur stehen.

1.2 Gesetze des Sprechens

Das bedarf eines veränderten Denkens: der sprechsprachliche Alltag im deutschen Sprachgebiet ist dadurch gekennzeichnet, daß gesprochene Sprache nicht ohne Arealität zu haben ist. Diese Folgerung läßt sich auch aus den Ausführungen Martin Durrells ableiten, die oben nachgezeichnet wurden. Nun wird die Wertschätzung der jeweiligen regionalen Charakteristik stark davon geprägt, woher man selbst stammt – sofern man das Deutsche als Muttersprache erworben hat. Diese Frage des relativen Innenwertes einzelner Varietäten und Akzente braucht uns aber eigentlich nicht zu kümmern, vielmehr muß es uns um den funktionalen und sozialsymbolischen Außenwert gehen. Die in diesen Wert eingehende Schärfe der Fokussierung variiert logischerweise auch: der Abstand des Beobachters läßt die Unterschiede im Inneren des beobachteten Objekts verschwimmen. Aus geographisch kultureller Ferne wird man die geschriebene Form als zentrale Norm wahrnehmen, als gesprochene Form einer Realisierung dieser Schreibform. Sofern „echte“ Sprecher des Deutschen in diesem Umfeld auftauchen, werden sie sich aus erklärlichen Gründen bemühen, eine schriftliche Form von gesprochenem Deutsch zu realisieren, ja sogar deutliche Lento-Realisierungen auf lautlicher Ebene, welche als Verdeutlichungen auf kommunikativer Ebene ebenso sinnvoll sind, wie sie ungeeignet sind, einen einigermaßen natürlichen Eindruck vom Deutschen in seiner gesprochenen Alltagsform zu geben. Was hier zunächst als Effekt geographisch-kultureller Ferne geschildert wurde, kann auch als Folge einer Distanz eintreten, die daher kommt, daß das Deutsche für bestimmte Lerner primär in geschriebenen Textsorten relevant ist. Das wissenschaftlich-fachliche Interesse am Deutschen ist häufig von dieser Art. Was unter dem Gesichtspunkt einer alltäglichen Kommunikation im Verbreitungsgebiet des Deutschen als unnatürliche Abstraktion erscheint, macht bei den eher sporadischen mündlichen Kontakten durchaus lernökonomischen Sinn, und das nicht nur, weil zusätzliche Lernmühen vermieden werden, sondern weil bei diesem Konzept des „Redens nach der Schrift“ die perceptiven Strategien beim medialen Wechsel nicht geändert werden müssen.

Das Deutsche gilt wohl zu Recht als formal-morphologisch vergleichsweise aufwendige Sprache des flexivischen Typs: man hat gelernt, die syntagmatischen Beziehungen über die Korrelation der flexivischen Ele-

mente zu identifizieren bzw. aufzubauen. Das Entziffern der Instruktion der typisch mündlichen Strukturen mit ihren im Verhältnis zu den schriftlichen Entsprechungen reduzierten Formen bedarf anderer Taktiken bzw. der Erlernung von Taktiken zur Restitution merkmalthafter Formen. Dabei liegen heutzutage kaum Beschreibungen vor, die der mündlichen Form aus sich selbst ihr Recht lassen – wobei hinter diesem Satz die Hoffnung steht, daß eine solche Beschreibung klar machen würde, welche Kodierungsstrategien unseren Sprecher in diesem Punkt leiten.

Nun hat Peter von Polenz (1994, S. 2) in seiner neuen Sprachgeschichte zu Recht darauf hingewiesen, daß der normative Status der geschriebenen Sprache, der spätestens seit dem 18. Jahrhundert die sprachliche Selbstrepräsentation jener Schichten leitet, welche die sprachliche Wahl haben, sozusagen den Sprachwandel verlangsamt, da das Sprechen nach der Schrift in seiner relativen Einheitlichkeit einen Damm gegen die Übernahme sprechsprachlicher Eigenheiten darstellt. Diese Eigenheiten des Sprechens kommen zudem unvermeidlich in regional spezifischer Form einher. Sozialsymbolisch erschwerend kommt noch dazu, daß durch die historische Entwicklung der hochsprachlichen Norm auf miteldeutscher Basis und mitteldeutschem und niederdeutschem Boden die eigentlich progressiven Entwicklungen innerhalb der hochdeutschen Varietäten, die sich vor allem im deutschen Süden zeigen, stigmatisiert sind. Davon betroffen ist z. B. die normative Einschätzung der Apokope bzw. Elision von Endvokalen oder auch die weitergehende Reduktion im Kasussystem, daneben der Ausbau von weiteren analytischen Bildungen, um nur eine Reihe von auffälligen Merkmalen zu nennen. Schon wenn man das so formuliert, leitet der sozialsymbolische Blick die Beschreibung der systematischen Verhältnisse, dessen Richtung auch die oben angedeuteten Differenzen zwischen der Sprachenwahl im Englischen und im Deutschen gut beleuchten.

1.3 Ein morphologisches Beispiel

Die gesprochene deutsche Hochsprache ist tatsächlich Standardsprache; andere gesprochene Varietäten müssen die Mängel an „Gesprochenheit“, die diese Form kennzeichnen, daher aus notwendigerweise variierenden Systemen ausfüllen. So haben sich im gesprochenen Bereich eine Reihe von Artikelsystemen entwickelt, welche mit leicht unterschiedlichen Stra-

tegien auf die Anforderungen des Sprechens reagieren. Hans-Werner Eroms (1989a und b) sowie Birgit Barufke und Rosemarie Spannbauer-Pollmann (1989) haben grundlegende Überlegungen bzw. eine Übersicht dazu aus dialektologischer Sicht geliefert. Als Formen einer überregionalen Umgangssprache geben die Verfasserinnen die folgenden Paradigmen an:

		Bestimmter Artikel	Unbestimmter Artikel
<i>Singular</i>			
masc	nom	der	(ei)n
	dat	(de)m	(ei)nem
	acc	(de)n	(ei)n
fem	nom	die	(ei)ne
	dat	der	(ei)ner
	acc	die	(ei)ne
neutr	nom	(da)s	(ei)n
	dat	dem	(ei)nem
	acc	(da)s	(ei)n
<i>Plural</i>			
	nom	die	
	dat	den	
	acc	die	

(nach Barufke / Spannbauer-Pollmann, S. 126)

Mir scheint die Qualifikation dieser Aufstellung als eines neutralen umgangssprachlichen Ausgleichssystems (vgl. auch Eroms 1989a, S. 114) nicht so einfach zu sein, vor allem beim unbestimmten Artikel hat dieses System einen deutlich norddeutschen Charakter. Man müßte wohl, um die Variation in diesem Feld nach ihrem normativen Wert angemessen bewerten zu können, zunächst zu einer Systematisierung nach Struktur-

typen kommen. Es ist ganz offenkundig, daß sich im Bereich dieses rein gesprochenen Feldes die Folgen eines Akzentuierungsunterschiedes, den die Hochsprache durchaus auch kennt, in signifikanterer Form in morphologischer Differenzierung niederschlagen. Die vollere Artikulation, welche die Betonung mit sich bringt, führt zu Formen, welche normalerweise das demonstrativ-referentielle Moment des bestimmten Artikels, die sich an seinem linken Ende zeigt, formal ebenso erhalten wie die zweite Hälfte, welche die Kongruenzinstruktion leistet. Inge Bethke (1990) hat in ihrer Arbeit über *der, die, das* als Pronomen den zentralen Status dieses Referenzpronomens, das aussieht wie der bestimmte Artikel, zwischen Personal- und Demonstrativpronomen hervorgehoben und hat seine Funktion als „rhematisch akzentuierend“ beschrieben. In der Standardsprache steht uns im Deutschen kein morphologisches Mittel zur Verfügung, um solche Unterschiede im adnominalen Bereich sichtbar zu machen, im gesprochenen Deutsch wird hier mehr oder minder trennscharf unterschieden. Nur bei normaler thematischer Referenz – die der Nicht-Betonung entspricht –, ist der generisch klassenbildende Gebrauch vom Typ: *Das Fahrrad ist das Fahrzeug der Zukunft* möglich. Auch weitere Verwendungsunterschiede sind mit der Verwendung dieses Paradigmas verbunden, es ist das der Artikel der nicht akzentuierten beiläufigen Wiederaufnahme, z. B. von beiläufig angeführten Dingen aus unserer Weltkenntnis, so in Aufzählungen u. ä. (vgl. dazu die Aufstellung in Eroms 1989a, S. 113/114):

„Mit Ausnahme eines Seilers, der dem Fremden [...] ein Zimmer vermietete, nahm hier kaum jemand von der Ankunft Cottas Notiz. Erst allmählich und ohne die üblichen Ausschmückungen begann dem Fremden ein Gerede zu folgen [...]: Der Fremde, der dort unter den Arkaden stand und froh; der Fremde, der an der rostzerfressenen Bushaltestelle den Fahrplan abschrieb [...] – dieser Fremde kam aus Rom.“ (Christoph Ransmayr: *Die letzte Welt*. Frankfurt a. M. 1991, S. 9)

Wenn hier auch am Ende für die dezidiert zusammenfassende Verwendung die Form *der Fremde* mit dem betonten *der* reichen würde, wäre es optisch, d. h. für die Perzeption geschriebener Sprache, nicht auffällig genug. In diesem Bereich kann die gesprochene Sprache differenzieren – und zwar in einer Weise, die sich nicht einfach als Allegro-Form der geschriebenen und Standard-Varianten darstellen läßt. Wenn man als einen prototypischen Fall etwa ein normalbairisches System ansieht, so sieht man eine eigenwillige Kodierung in diesem Bereich:

		<i>Bestimmter Artikel 1 unbetont</i>	<i>Bestimmter Artikel 2 betont</i>	<i>Unbestimmter Artikel</i>
<i>Singular</i>				
masc	nom	da	dea	a, an
	dat	an/am, n/m	den/dem	an, aran
	acc	an, n	den	an
fem	nom	d	de	a
	dat	da	deara	a, ana/ara
	acc	d	de	a, an
neutr	nom	as/s	dees	a, an
	dat	an/am, n/m	den/dem	an
	acc	as/s	daas	a
<i>Plural</i>				
	nom	d	de	
	dat	de	dene	
	acc	de	de	

(Barufke / Spannbauer-Pollmann 1989, S. 140)

Während beim Femininum und im Plural die demonstrativen Teile kodiert werden, überwiegt beim Neutrum und im Maskulinum – außer dem Nominativ – das pronominale Element. Dabei tendiert das Maskulinum außerdem zu einer *rectus-obliquus*-Differenzierung, während Femininum, Neutrum und Plural die in der Standardsprache ebenfalls angelegte Unterscheidung in einen „Nom.+Akk.-Kasus“ und einen „Gen.+Dat.-Kasus“ soweit weiterführt, daß „Nom.+Kasus des direkten Objekts“ gegen den „Kasus des indirekten Objekts“ gehalten werden. Ganz ähnlich sind die Verhältnisse beim rhematisch akzentuierenden bestimmten Artikel, wobei in beiden Systemen zu bemerken ist, daß offenbar bei Maskulinum und Neutrum das Dativ-[m] nur im Differenzierungsfall eingesetzt werden muß, was beim Maskulinum wegen des Zusammenfalls aller obliquen Kasus besonders deutlich wird. Bei der ausschließlichen Reduktion auf die wenig differenzierenden Formen [d] bzw. [de] beim Femininum und beim Plural zeigt sich offenbar der Bedarf, indirektes Objekt und Singular-Plu-

ral unverwechselbar zu halten: hier treten ja sozusagen doppelt flektierte pronominale Formen auf, nämlich *derer* bzw. *denen*, die in der Endung [a] gegenüber [e] parallel gehen mit der unbetonten Form. Dieser Flexionstyp wird als Differenzierungsmöglichkeit auch beim unbestimmten Artikel durchgehalten. Der rein kataphorische Verweis im unbestimmten Artikel wird daher in diesem gesprochenen System praktisch nur durch die Existenz des Flexivs signalisiert: [a]. Auch hier ergibt sich ansonsten wieder das Bild der Differenzierung zwischen direktem und indirektem Objekt und der Betonung des Unterschieds zwischen Casus rectus und den Casus obliqui beim Maskulinum, mit zusätzlichen Differenzierungsmöglichkeiten bei kommunikativem Bedarf (s. auch die Darstellung in Eroms 1989a, S. 120).

1.4 Weitere Beispiele zum Typus des Sprech-Deutschen

Für andere sprachliche Regionen des Deutschen ließen sich wieder andere Kodierungsstrategien für diese und ähnliche Sachverhalte finden. Wenn diese Systeme, die hier der Deutlichkeit halber an den dialektalen Verhältnissen aufgezeigt wurden, bei größerer räumlicher Verbreitung und umgangssprachlicher Stilschicht zweifellos durch standardsprachliche Anleihen entregionalisiert werden, bleibt doch der Befund, daß andere morphologische Subklassifizierungen auftreten. Wenn die Antwort auf unsere rhetorische Titelfrage in Richtung eines „jedem sein Deutsch“ gehen sollte, müssen solche Verhältnisse zum Problem werden. Wie soll man sich in der Lehre des Deutschen als Fremdsprache zu dieser Variation stellen, wenn es um das Lernen des Deutschen als gesprochener Nachbarsprache geht? Zu diesem Zweck werden ja normalerweise kommunikative Methoden für angemessen gehalten, welche sich dem natürlichen Sprachgebrauch der Muttersprachler anzunähern versuchen. Es ist vielleicht schon sichtbar, daß man damit aber grundsätzlich mit den Normvorstellungen vom Deutschen in Konflikt gerät. Auch Durrell (1995, S. 424) belegt den problematischen Status der von Ausländern erlernten sprechsprachlichen Variante des Deutschen mit einigen Beispielen, worunter sich das von uns geschilderte Artikelproblem befindet:

„Am deutlichsten fällt dies bei den Reduktionen der Funktionswörter im Allegrostil auf mit dem Ergebnis, daß nur wenige Deutschlerner zur Kenntnis nehmen können, daß es sehr wohl einen Unterschied gibt zwischen dem bestimmten Artikel (*der Tisch*) und dem Demonstrativpronomen (*dér Tisch*) oder zwi-

schen dem unbestimmten Artikel (*ein Tisch*) und dem Zahlwort (*ein Tisch*). Diese Unterschiede kommen in der Schrift nicht vor, und die Reduktionen beim Artikel gelten als umgangssprachlich“.

Wir haben versucht zu zeigen, daß es nicht einmal hinreicht, die gesprochenen Formen als Allegrovarianten der geschriebenen Typen zu erfassen, sondern daß das gesprochene Deutsch hier in eigener Weise systematisiert. Daraus ergibt sich auch ein viel grundsätzlicheres Lerndilemma; man kann dann zwar perzeptiv auf das Vorkommen verschiedener häufigerer Kodierungstypen vorbereiten, vor der aktiven Vermittlung entsprechender Kompetenzen müßte man allerdings kapitulieren, noch dazu, wo sich dadurch der Lernaufwand deutlich erhöhen müßte.

Das Artikelsystem ist nur ein Beispiel für das Problem, ein „informelles standardsprachliches Register“ (Durrell 1995, S. 420) für das Deutsche zu finden. Ein weiterer Punkt wäre etwa die Weiterentwicklung von Klammerstrukturen im Bereich von Temporalität, Aspektualität, Modalität und Diathesenbildung des deutschen Verbs. So findet sich in den verschiedensten regionalen Umgangssprachen ein systematischer Ausbau von *tun*-Periphrasen, die vor allem dem im Sprechen auftretenden Bedürfnis dienen, die Handlung als solche rhematisch in angemessener Weise zu betonen. Damit kommen und gehören diese Periphrasen in einem gewissen Umfang in das Umfeld der Modalverben: *Singen kann/will/wird/tut er*. Dabei hat die *tun*-Periphrase zweifellos restringiertere Verwendungsbedingungen als die hier versuchsweise parallelisierten Fälle. Solche Beschränkungen liegen nahe, ist doch die durch *tun* hervorgehobene Charakteristik als Handlung, als Vorgang oder Tätigkeit im Verb als solchem bereits impliziert. Daher ist die Verwendung der *tun*-Periphrase in Kontexten zu erwarten, in denen die Handlung über das normale Maß rhematisch hervorgehoben werden soll. Daher sind Verwendungen vom Typ: *arbeiten tut sie viel*, vergleichsweise typisch für diese Konstruktionen.

2. Weltansicht(en)

2.1 *Der Aufbruch aus einer einfachen Hierarchie*

Die bisher angedeuteten Differenzierungen, die ja vor allem für kommunikativ angelegte Lehr- und Lernmethoden ein Problem sein müssen, sind nun im Hinblick auf das Deutsche von heute – anders als vielleicht noch vor 40 Jahren – kein Randphänomen mehr. Daß sie nunmehr als

kritische, aber diskussionswürdige Fälle angesehen werden, hängt damit zusammen, daß die Variation gesellschaftlicher Stile in den Gesellschaften der deutschsprachigen Länder ihnen einen anderen Stellenwert zugewiesen hat. War es bis dahin relativ klar, welche Art von Sprachverhalten als repräsentativ für die deutsche Kultur gelten konnte, so sind wir jetzt in den Zustand einer neuen Unübersichtlichkeit geraten. Damit ist nicht gemeint, daß sich etwa in der sogenannten 68er-Revolution und ihren Folgen ein symbolisches Gegenmodell entwickelt hat, das sich vor allem in Kategorien der Entformalisierung erfassen läßt. Denn als ein Gegenmodell geht es ja immer noch im Prinzip von einer Einheitlichkeit der gesellschaftlichen Symbolisierungssysteme aus, definiert sich so durch sein feindliches Gegenüber. Letztlich konnte so dieses Modell zunächst auch in einem gelockerten Modell von Bürgerlichkeit aufgehoben werden, in dem man ihm gewisse Nischen zuwies. In der Zwischenzeit scheint sich aber in der Gesellschaft zumindest der Bundesrepublik Deutschland sehr viel Grundlegenderes geändert zu haben: die symbolische Besetzung von Öffentlichkeitsbereichen durch neue Kommunikationsweisen war wohl nach 1968 in unserer Gesellschaft bisher zum letzten Mal vom Bestreben nach ökonomischer Machtteilhabe aus dem Grund der Argumentation geleitet:

„Innerhalb des dominanten Milieus der Nachkriegsgeschichte, des Niveaumilieus, bildet sich eine Generationengrenze. Damit begann die Abspaltung des Selbstverwirklichungsmilieus. Soziologisch gesehen waren die Protestbewegungen nicht etwa destruktiv, sondern Motor einer Milieusegmentierung, Bedingung nicht nur einer gemeinsamen Selbsterfahrung, der sich kaum ein jüngerer Mensch entziehen konnte, sondern auch einer klaren kollektiven Grenzziehung, die sich zunächst im Verhältnis von Niveau und Selbstverwirklichungsmilieu vollzog“. (Schulze 1993, S. 407)

Was auf den ersten Blick aussieht wie nur ein weiterer Fall eines – vielleicht auffällig heftigen – Generationenkonflikts, der letztlich in einer leicht modifizierten Symbolisierung des gebildeten Erwachsenenenniveaus aufgefangen wird, wird längerfristig zum Kern einer Umorientierung unserer gesamten Sozialsymbolik, die von Gerhard Schulze in einer Beschreibung von fünf Milieus gefaßt wird. Die alte Interpretation von einem allgemein gültigen, aber leicht modifizierten Gesamtmodell wird offenbar nach wie vor vertreten, natürlich auch mit einem gewissen Recht, denn solch eine Änderung der gesellschaftlichen Selbstbilder findet sicherlich nicht von heute auf morgen statt. Diese Interpretation

führt aber, wenn daraus praktische Folgerungen gezogen werden sollen, offenkundig zu kaum mehr auflösbaren Diskrepanzen der Bewertung von Lebensansichten und ihrer Symbolisierung in der heutigen deutschen Gesellschaft.

2.2 Folgen der neuen Eigenständigkeit

Was bisher so abstrakt klingt, hat relativ tiefgreifende Folgen für die Entscheidung darüber, wie das Deutschlandbild in Lehrwerken des Deutschen als Fremdsprache zu orientieren sei. Wie schwer es ist, hierbei zu einem Konsens zu kommen, zeigt die Debatte um den „Diskussionsbeitrag“, den Csaba Földes (1995) zu dieser Frage geliefert hat. Er diskutiert in seinem Beitrag die Gefahr, daß man auf dem Weg weg von einer idealisierten Darstellung der deutschen Kultur hin zu einer kritisch-realistischen Sicht zu weit gehen könne, ja in Einzelfällen wohl schon zu weit gegangen sei, und er bezieht sich für diese letzte Vermutung auf ein neues US-amerikanisches Lehrwerk. Von seiner Stellung als Vermittler der deutschen Sprache und Kultur nach außen, spezieller nach Ungarn, liegt Földes offenkundig daran, auch die attraktiven Seiten seiner „Ware“ hervorzuheben. Was aber an einer Ware attraktiv ist, ist in der Phase der Milieudifferenzierung nicht mehr eindeutig. Bevor ich darauf eingehe, daß die Antworten der Autoren, die sich von Földes zu einer solchen herausgefordert fühlen, in einer Weise absolut ausfallen, daß sie dem alten Interpretationsmodell zugeordnet werden müssen, sei darauf hingewiesen, daß schon die Art, wie die Frage gestellt wird, nicht zuletzt von den Heterostereotypen der jeweiligen Kontaktkultur gegenüber dem Deutschen geprägt ist. Für Ungarn hat man dazu unlängst festgestellt:

„Das kollektiv schlechte deutsche Gewissen und besonders die Wehleiden der linken Intellektuellen halten die Ungarn für übertrieben, für einen typisch deutschen *Extremismus*“. (Scherrer 1991, S. 277)

Wie immer man dazu steht, es muß bei der Konzeption eines nach außen gerichteten Symbolschemas für das Deutsche auf solche Wirkungsbedingungen in der aufnehmenden Kultur oder Subkultur geachtet werden (auf diesen Tatbestand weist Krusche 1989, v. a. S. 19ff nachdrücklich hin). In den Antworten auf den Diskussionsbeitrag von Földes sind auf jeden Fall Folgen jenes oben angedeuteten Nach-68er-Wandels sichtbar, der unter

anderem „zu erhöhter Sprachsensibilität in vielen politischen Bereichen und zu einem erhöhten auch sprachlichen Einfluß nicht-traditioneller, nicht-konservativer Strömungen [geführt hat], wie es ihn in den ersten 15 bis 20 Jahren in der bundesrepublikanischen Gesellschaft nicht gegeben hat“ (Stötzel/Wengeler 1995, S. 401). Es ist aus den Einwendungen, die gegen den „harmoniesuchenden“ Beitrag von Földes beigebracht werden, offenkundig, daß sie dem gebildeten Teil des Spannungsschemas, das für Jugendlichkeit in unserer Gesellschaft steht, entstammen, sie spiegeln „[d]ie negativen Emotionen bei der Auseinandersetzung des [...] Selbstverwirklichungsmilieus mit dem ‚herrschenden System‘“ (Schulze 1993, S. 537). Die Akzeptanz dieses neuen Milieus in unserer Gesellschaft brachte es mit sich, daß innerhalb der entsprechenden Lebensansicht „Negation [...] mit dem Prestige der Entlarvung“ (Schulze 1993, S. 540) verbunden wurde. Zu Recht wird daher im Sinne dieses Lebensstils und seiner Symbolisierung Földes vorgehalten, die von ihm als Randerscheinungen qualifizierten negativen Tatbestände seien keine Randerscheinungen, auch die Tatsache, daß man (Hecht 1995, S. 247) mit dem typisch hochkulturellen aber kritischen Erleben, mit dem Primat der persönlichen Erfahrung argumentiert, paßt zu der soziologischen Charakteristik dieses jungen gebildeten Milieus. Ohne Zweifel ist dieses Milieu auch wegen seiner Dynamik, der vielen Veränderungen, die in ihm stattfinden, das medial bestrepräsentierte in einer Gesellschaft unseren Typs (vgl. z. B. Schulze 1993, S. 319).

2.3 Die adäquate Diskussionsebene

Das Problem einer solchen Auseinandersetzung ist nun, daß hinter den Argumentationen beider Seiten implizit die Meinung steht, die jeweilige Sicht des eigenen Milieus müsse die Gesamtsicht einer Kultur, also auch ihre Darstellung nach außen, leiten (zu der arbeitsentlastenden Notwendigkeit solcher Vorgehensweisen vgl. Krusche 1989, S. 14). Es gibt aber erheblichen Anlaß, daran zu zweifeln, ob das noch stimmt. Vielmehr scheint unsere Gesellschaft sich nun eher nach Großgruppen ordnen zu lassen, die sich nicht hierarchisch einander unter- und überordnen lassen. Selbst wenn man möglicherweise konzederen mag, daß bei der Außenrepräsentation einer modernen Schriftkultur wie der deutschen die bildungsorientierten Symbolsysteme eine leitende Rolle spielen sollten, d. h. jene Symbolwelten, die Schulze als Niveau- und Selbstverwirklichungsniveau be-

schreibt und in denen eine grundsätzlich kritische Sicht bzw. Reflexivität dominiert, ergäbe selbst die Darstellung der anderen Milieus aus dieser Sicht ein schiefes Bild. Gerade jenen weniger reflexiven Lebensstilen, nämlich dem Harmonie-, dem Integrations- und dem Unterhaltungsmilieu, sind zahlenmäßig große Bevölkerungsgruppen zuzurechnen. Ihre Sichtweise und ihre Alltagsästhetik prägt das tägliche Leben in der Bundesrepublik Deutschland sicher stärker, als das die mediale Präsenz vor allem des Harmonie- und des Integrationsmilieus, welche als die Milieus der „Unauffälligkeit“ gelten können, erkennen läßt. Gerade diese beiden Milieus und ihre typischen Bewertungen und Handlungsweisen werden daher jemandem, der in den deutschsprachigen Alltag kommt, möglicherweise als besonders signifikant und ihre Symbolisierungsweisen als besonders evident erscheinen. Das heißt zweierlei: der Lerner des Deutschen als Fremdsprache muß – zumindest für den Ausschnitt der Kultur, auf den er wahrscheinlich trifft – auf die Existenz der relevanten Lebensstile vorbereitet werden, ohne das seine Außensicht sofort von einer kritischen Innensicht überlagert würde. Zum anderen kann das natürlich nicht heißen, daß eine kritische Darstellung nicht mehr möglich sein dürfte. Es ist allerdings nicht unumstritten, wie hier ein Konsensus über die Angemessenheit solch einer kritischen Stellungnahme hergestellt werden kann. Es erscheint am ehesten der Kontext einer „civil society“ (cf. Taylor 1995, S. 223/224), die hier englisch zitiert werden muß, weil ‚die bürgerliche Gesellschaft‘ etwas anderes meint, der geeignet sein könnte, jenes Vorherrschen des Konzepts der Freiheit, das sich auch in der Eigenständigkeit und Selbstwertschätzung der neuentstandenen Milieus zeigt, mit einem inhaltlichen Grundkonsens über das, was west- und mitteleuropäische demokratische Gesellschaften ausweist, zu verbinden.

3. Komplexitätsreduktion zu Lernzwecken

3.1 *Standard als Grundoption*

Wir sind nun zwei Gedankenpfaden nachgegangen, welche sich beide an Überlegungen entlangziehen, wie man sich beim Erlernen des Deutschen als Fremdsprache an die alltägliche symbolische Wirklichkeit des deutschsprachigen Kulturraums annähern kann. Wir haben gesehen, daß wegen der Polyarealität des deutschen Sprachraums und wegen des spezifischen Charakters deutscher Standardsprachigkeit Alltäglichkeit

der mündlichen Kommunikation mit einer deutlichen Beschränkung der Gesamtreichweite des Erlernenen und außerdem mit einem deutlich erhöhten Lernaufwand erkaufte wird. Man wird in vielen Fällen die Beschränkung nicht wünschen und den Aufwand nicht leisten können. So wird man sich zunächst beschränken müssen, man wird damit gerade für das Erlernen des Deutschen als Fremdsprache der Schriftlichkeit einen hohen Wert beimessen müssen (vgl. dazu Eichinger 1996). Auch das gesprochene Deutsch wird sich also zunächst an der Standardnorm zu orientieren haben. Das Erlernen sprechsprachlicher Adäquatheit wird man im Normalfall zurückstellen müssen, der allmählichen Perfektionierung anheimgeben.

3.2 Zivilität als demokratischer Prototyp

Ein analoges Bild ergab sich auf der kulturellen, der „landeskundlichen“ Ebene, welche die angemessene Interpretation alltäglicher Lebensstile und einen gewissen Grad an unauffälligem Agieren lehren soll. Zu lernen ist, daß man die heutige deutsche Wirklichkeit in verschiedene Milieumuster verpackt bekommt, die sich nicht mehr alle selbstverständlich den verschiedenen Varianten bildungsorientierter Symbolisierung zu- und unterordnen. Verfasserinnen und Verfasser von Lehrwerken des Deutschen als Fremdsprache und Lehrende in diesem Fach tendieren logischerweise dazu, ihre Sichtweise und die Art ihrer Interaktion, die normalerweise nahe am Niveaumilieu oder noch wahrscheinlicher am Selbstverwirklichungsmilieu liegt, in ihrer gesamtgesellschaftlichen Signifikanz und Akzeptanz zu überschätzen. Gerade wenn man sich in einer kommunikativen Lehre alltagskulturell annähern will, müssen die weniger reflexiven Milieus unserer Gesellschaft in einer Weise dargestellt werden, daß die reflexive Binnenkritik an „banaler“ Praxis nicht die Wahrnehmungsmöglichkeiten des fremdsprachigen Lernalters behindert. Wenn man hier andererseits nicht in der Beliebigkeit des Vorfindlichen versinken will, muß man sich auf einen demokratietheoretisch vertretbaren Grundkonsens zubewegen: es wird hier vorgeschlagen, sich auf ein gegenüber abstrakten Rechtsprinzipien bereits kulturell angereichertes Modell einer „civil society“ zu beziehen. Solch ein Konzept erlaubt es dann doch, den Kitt dieser gemeinsamen Verbindlichkeiten (s. Löw-Beer 1994) in kulturell spezifischer Ausformung als ein Mittel zu nutzen, um die symbolischen Repräsentationen im Hinblick auf diese Basis zu bewerten. Insofern es der Diskurs einer bürgerlichen Öff-

fentlichkeit ist, der hierbei gesucht wird, stehen auch hierbei Symbolisierungstypen im Vordergrund, welche gruppenübergreifende Verbindlichkeit beanspruchen können. Auch das führt nicht zuletzt zu einer Betonung standardsprachlicher Kodierungstypen.

3.3 Vom nicht endenden Lernen

Die Richtung dieses Räsonnements legt es einem nahe, nun doch eher den Wert des einen Deutsch für alle zu betonen, und für jene Merkmale der Variation, welche gerade für die deutschsprachige Kultur und Gesellschaft typisch sind, auf das weitere Lernen zu vertrauen.

Literatur

- Anmerkungen zu Csaba Földes: In: DaF 32 (1995), S. 244–248 [= Piontiek, Susanna: „Denk ich an Deutschland in der Nacht ...“, S. 244–245; Hech, Susanna: *Bekannte Argumente – gemischte Gefühle*, S. 245–247; Kollegium des Goethe-Instituts Barcelona: o. T., S. 248]
- Barcelona (1995): Siehe *Anmerkungen* (1995)
- Barufke, Birgit / Spannbauer-Pollmann, Rosemarie: *Artikelparadigmen im Deutschen*. In: Eroms (Hg.) 1989, S. 125–178
- Bethke, Inge: *der die das als Pronomen*. München 1990
- Durrell, Martin: *Sprachliche Variation als Kommunikationsbarriere*. In: Heidrun Popp (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag*. München 1995, S. 417–428
- Eichinger, Ludwig M.: *Sprachliche Kosten-Nutzen-Rechnungen und die Stabilität mehrsprachiger Gemeinschaften. Überlegungen zum Status sprachlicher Minderheiten in Staaten West- und Mitteleuropas*. In: Uta Helfrich / Claudia-Maria Riehl (Hgg.): *Mehrsprachigkeit in Europa – Hindernis oder Chance?* Wilhelmsfeld 1994, S. 31–54
- Eichinger, Ludwig M.: *Kommunikative Bedingungen für die deutsche Sprache in Mittel- und Osteuropa – zum Beispiel Ungarn*. In: Hermann Funk / Gerhard Neuner (Hgg.): *Verstehen und Verständigung in Europa*. Berlin 1996, S. 126–147
- Eroms, Hans-Werner: *Regionalsprachliche Artikelparadigmen und die grammatikalische Behandlung der Artikel im Deutschen*. In: Eroms (Hg.) 1989, S. 103–124
- Eroms, Hans-Werner (Hg.): *Probleme regionaler Sprachen*. Hamburg 1989
- Földes, Csaba: *Zum Deutschlandbild der DaF-Lehrwerke: von der Schönfärberei zum Frustexport? Ein Diskussionsbeitrag*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 32 (1995), S. 30–32
- Földes, Csaba: *Das Bild Deutschlands und der Unterricht des Deutschen als Fremdsprache*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 33 (1996), S. 43–45
- Hecht (1995): Siehe *Anmerkungen* (1995)

- Krumm, Hans-Jürgen: *Bilder im Kopf. Interkulturelles Lernen und Landeskunde*. In: *Fremdsprache Deutsch* 6 (1992), S. 16–19
- Krusche, Dietrich: *Zur Hermeneutik der Landeskunde*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 15 (1989), S. 13–29
- Löw-Beer, Martin: *Der normative Kitt zwischen Lebensformen: Überlegungen zur politischen Toleranz*. In: Micha Brumlik / Hauke Brunkhorst (Hgg.): *Gemeinschaft und Gerechtigkeit*. Frankfurt a. M. 1994, S. 199–217
- Piontek (1995): *Siehe Anmerkungen* (1995)
- Polenz, Peter von: *Deutsche Sprachgeschichte II*. Berlin/New York 1994
- Redder, Angelika: „Stereotyp“ – eine sprachwissenschaftliche Kritik. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 21 (1995), S. 311–329
- Scherrer, Susanne: *Die Attraktivität der Langeweile – Ungarn buhlen um die Gunst der Deutschen*. In: Günter Trautmann (Hg.): *Die häßlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn*. Darmstadt 1991, S. 271–277
- Schulze, Gerhard: *Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a. M./New York 1993
- Stötzel, Georg / Wengeler, Martin: *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin/New York 1995
- Taylor, Charles: *Philosophical Arguments*. Cambridge/MASS/London 1995